

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. S. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten,
(Fortsetzung.)

13. Kapitel.

Auf offener See.

Unsere Gise half uns wenig, denn es rührte sich kein Rüstchen. Ueber zwei Stunden lang lagen wir, von der rotbraunen Wolke beschattet, still im gespenstischen Licht, während die Fundamente der Erde erzitterten. Niemand wagte sich nach unten. Träge klatschten die Segel an die Masten, die Spieren ächzten und knarrten, und immer wieder reckten sich die pyramidenförmigen Bogen empor, als ob gewaltige Hände aus der Tiefe nach dem Schiffe langten.

Vorher, als die Leute hastig anfangen, Segel zu setzen, hatte ich protestiert —

„Ihr könnt ihn doch nicht auf der Insel zurücklassen! Er muß verhungern!“

Sie antworteten überhaupt nicht. Ich schrie und tobte. Da zog mich Handy Salomon beiseite.

„Sie läten besser, das Maul zu halten!“ sagte er mit bösem Blick. „Seien Sie froh, daß Sie hier sind und zerbrechen Sie sich Ihren Dickhäbel nicht über andere Leute! Wissen Sie, weshalb Sie nicht auch tot da drüben liegen?“ Er deutete mit dem Daumen nach dem Strande. „Weil Salomon Anderson Ihr Freund ist. Sonst hätte Thracles Ihnen — Sie haben ihn in die Hand gebissen — in einer Minute den Garaus gemacht. Noch einmal stelle ich mich nicht zwischen die Leute und Sie, darauf können Sie Gift nehmen! Also seien Sie kein Narr!“

Damit ging er. Und ich mußte zähneknirschend einsehen, daß ich nicht das Geringste tun konnte, um Percy Darroto zu helfen.

Die Männer standen an der Steuerbordreeeling, die Küste beobachtend. Die Hügel verschwanden in dem tintenschwarzen Himmel, wie man zuweilen den Horizont von einer Gewitterwolke verschlungen sieht. Dichter weißer Dampf quoll aus dem Bett des Baches in der Schlucht. Tösende als gewöhnlich rauschte die Brandung, und der emporgeschleuderte Schaum verbreitete selbst zu dieser Tagesstunde einen phosphoreszierenden Schein. Wir warteten. Niemand dachte mehr an die Küste, die unbeachtet auf dem Tisch in der Kajüte stand. Alle und jeden hatte lähmende Furcht gepackt.

„Was — was wird geschehen?“ leuchtete Handy Salomon.

„Diese vulkanischen Inseln versinken manchmal vollständig. In diesem Falle würden wir durch den saugenden Strudel mit heruntergerissen werden!“ antwortete ich boshaft.

Die Spannung wuchs mit jedem Augenblick und wurde unerträglich. Schon sprachen die Männer von Bugfieren und Verhören, ja, sie erwogen bereits, ob wir nicht zu unserm äußersten Hilfsmittel, den kleinen Booten, unsere Zuflucht nehmen müßten. Doch gerade, als sie sich dazu anschickten, um nur von der Stelle zu kommen, kam neuer Schrecken.

Aus der Mündung des Arroyo ergoß sich ein Lavaström, weißglühend, rot irisierend, stellenweise schon mit einer schwarzen Kruste bedeckt, majestätisch über die grasbedeckte Ebene. Er wuchs und wuchs, bis er die Schlucht wohl zur Hälfte füllte. Von seinem sengenden Hauch rauchten selbst die Gräser am Rande der See, und unser Lager war bereits in Flammen aufgegangen. Sogar die hölzerne Keeling unter unsern Händen wurde warm. Wir mußten unsere Gesichter gegen die Hitze schützen.

„Mein Gott!“ schrie Pulz, aßfahl im Gesicht.

Eine mächtige Dampfvolke, ein Bischen wie von tausend Schlangen, und der Lavaström wälzte sich in die See. Wir fühlten das starke Saugen unter unserm Kiel und taumelten bei dem Ruck des Untertaus, als das Schiff nach der Küste herumschwang. Die Delfarbe auf der Keeling fing an, abzubrockeln. Donnernde Explosionen — Krachen, Brüllen — ein ägender, weißer Dampfseiler, der uns ganz einhüllte und ein Gemisch unbeschreiblicher Gerüche herübertrug!

„Die Hölle — —“ jammerte Thracles.

Wir klammerten uns fest an die Keeling, denn ungeheure Bogen rollten von seewärts heran und wuchsen an Ungeßüm von Welle zu Welle.

Handy Salomon hob den Kopf.

„Wind!“ schrie er mit gewaltiger Stimme und sprang zu den Fallen.*) Aber außer Thracles rührte sich keiner, und die beiden mußten mit Stößen und Schlägen ihre Gefährten erst aufrütteln. Mit wahnsinniger Hast machten wir uns nun an das Bergen der Segel und hatten im Nu alles bis auf ein Stagsegel und das dichtgeriffte Großsegel verwahrt. Thracles zog sein Messer und sprang nach dem Untertau, während Handy Salomon das Steuerrad ergriff.

Wir waren gerade rechtzeitig fertig geworden. Als ich den letzten Zeising am Vordersegel angezogen hatte, holte das Schiff schwer über und ich wurde mit dem Kopf in die Abzugsklappen an Steuerbord geschleudert. Zu gleicher Zeit stürzte das Salzwasser über die nun hochstehende Backbordreeeling und durchweichte mich so gründlich, als wenn ich über Bord gefallen wäre. Ich wischte mir die Augen aus und sah das Schiff auf der Seite liegen, so daß die Raanocken**) ins Wasser klatschten. Handy Salomon klammerte sich, sein Gewicht nach Backbord überlegend, verzweifelt an das Rad, in der Hoffnung, das Schiff könne sich wieder

*) Fall = Tau resp. Kette, womit ein Segel in die Höhe gezogen (beigeseht) wird.

** Raanod: Das sich verjüngende Stück an den beiden Enden einer Ra.

aufzudrücken. Auch Thracles wartete darauf, und als es Anstalten dazu machte, fuhr er mit seinem Messer in die Klüfte, durch die das Aufertau lief.

„Mein Gott...“ jammerte Pulz zähneklappernd. „Wenn wir nun auf den Strand treiben —“

Er brauchte den Satz nicht zu vollenden. Konnte die „Daehing Daß“ sich nicht erholen, ehe der Sturm sie eine knappe halbe Meile leewärts getrieben hatte, so würden wir in dem siedenden Kessel am Strande bei lebendigem Leibe gekocht werden.

Eine Zeitlang, die sich zur Ewigkeit dehnte, lagen wir vollständig regungslos. Unauslöschlich hat sich diese Szene meinem Gedächtnis eingeprägt — das Schanzkleid hoch über mir, das steile, glatte Deck, die dicht an das Rad gepresste Seeräubergestalt, unter uns die strudelnden Wasser und vom Bande her die düstere Glut, die zollweise auf uns zukroch wie eine hungrige Bestie. Dann richtete sich der brave Schoner fast unmerklich auf. Handv Salomons gespannt zusammengezogenes Gesicht glättete sich, und Thracles erhob, über die Bordwand guckend, ein mächtiges Gebraüll.

„Sie gehorcht dem Steuer!“ schrie er.

Wir bewegten uns vorwärts — aber gleichzeitig gerieten wir beträchtlich nach Lee. Handv Salomon benutzte mit eiserner Fähigkeit den geringsten Vorteil. Die Insel verschwand vollständig in dem Rauch und Qualm, der vom Wind seewärts getrieben wurde. Wir konnten nichts tun als warten. Soll für Zoll froch das Schiff vorwärts, Fuß für Fuß wurden wir nach Lee abgetrieben. Aus der Richtung der Lavaglut, gerade auf das Hinterdeck zu, wußten wir, daß wir uns der Bucht fast gegenüber befanden. Das war neuer Schrecken.

Bis jetzt hatten wir nur zu verhindern gesucht, daß wir an den Strand geworfen würden. Nun sahen wir die Notwendigkeit ein, auch den Punkt zu vermeiden, wo das „Goldene Horn“ lag, um nicht ebenfalls an den Klippen zu zerfchellen. Wir setzten ein Toppsegel, worauf wir etwas schneller vorwärts kamen, wenn auch der Schoner in gefährlichem Winkel überlag. Einen Augenblick später riß der Wolkenfchleier, und wir erblickten die Klippen in beängstigender Nähe.

Dort standen die Vorsehrungen für das Abwraden, die Hilfsmaschine — und neben ihnen, uns nachdenklich beobachtend — Percy Darrow.

Behn Minuten lang, in denen das Schiff mühsam gegen Wind und Wellen kämpfte, starrten wir wie gebannt zu ihm hinüber. Das rückstauende Wasser, die in wildem Anprall gegen die Felsen donnernden Brecher schäumten bis an unsere Wanten, die spärlichen, abwechselnd überstuteten und dann wieder austauchenden Trümmer des „Goldenen Horns“ führten uns unser unvermeidliches Ende vor Augen.

Wir alle hatten unser Augenmerk besonders auf zwei Punkte gerichtet, einen überhängenden Felsblock und einen außerordentlich schroffen Absturz der Klippe. Trennte sich der Felsen von der Klippe nach Osten zu, so waren wir verloren; blieb er, wie er war, so konnten wir uns wenigstens behaupten; ließ er aber eine Oeffnung nach Westen, so waren wir gerettet. In unbeschreiblicher Spannung, jeden Vorstoß oder Rückschlag mit jähem Aufschrei begleitend, erwarteten wir unser Schicksal. Der Rigger murmelte seine Beschwörungen. Ob und zu warf einer oder der andere von uns einen scheuen Blick nach Lee auf den tobbringenden, wirbelnden Wüst, um dann sofort wieder auf den Felsen und den Klippenrand zu starren —

Einmal noch sah ich zu Percy Darrow hinüber, der lässig an einer Stütze lehnte. Er hatte den weichen Hut über die Augen gezogen und strich sich langsam den Schnurrbart. Und — er rauchte seine Zigarette...

Ein lauter Schrei Salomons lenkte meine Aufmerksamkeit wieder blüßschnell von ihm ab. Zu meiner unendlichen Freude zeigte sich westwärts zwischen Klippe und Felsen ein Streifen am Himmel. Im selben Augenblick enthüllte mir das rückstauende Wasser einer besonders mächtigen Welle die unbestimmten Umrisse gefahrdrohender Felsen beinahe unter unserm Kiel.

Ganz langsam, in fast unmerklichen Fortschritten, wandten wir Raum. Als die Klippen abzufallen begannen, wandten wir uns sämtlich wie auf Verabredung um.

Percy Darrow winkte uns mit der Hand einen unbeschreiblich ironischen Abschiedsgruß zu, drehte sich auf dem

Abfah und schlenberte in der Richtung des nördlichen Tales aus dem Bereich der Lava.

Je weiter wir uns von der Insel entfernten, desto mehr nahm der Wind an Stärke ab. Ein Segel nach dem andern wurde gesetzt, bis der Schoner endlich der steifen Brise die volle Leinwand zeigte und die Insel weit hinter sich ließ.

Aus der Entfernung bot sie nun einen wahrhaft großartigen Anblick. Im Mittelpunkt loderte stoßweise rote Glut auf, während die Explosionen noch immer gedämpft zu uns herübergrollten. Die braunrote, von Blühen zerrissene Wolkendecke spannte sich wie ein riesiger Schirm über der Insel aus. Statt der düsteren Beleuchtung umgab uns jetzt Zwielicht. Schließlich verließen wir auch diese Region und glitten auf die weite, von Milliarden flimmernder Sonnenfünfchen besprenkelte See mit ihren langen, gleichmäßigen Wogenzügen hinaus.

Sofort wich der abergläubische Schrecken, der meine Gefährten bis dahin in seinem Bann gehalten. Pulz und Thracles holten das Landungsboot ein, das wie durch ein Wunder dem Sinken entgangen war. Der Rigger verschwand in der Küche, Perdoja löste Handv Salomon beim Steuer ab, und dieser kam zu mir herüber.

14. Kapitel.

Die Katastrophe

Die Haltung, in der er sich mir näherte, kennzeichnete den neuen Gebieter. In seinem Gürtel steckten ein paar Revolver, und in Feseln hingen die blutbesleckten Kleider an seinem Körper.

„So weit wären wir,“ sagte er.

Ich begnügte mich damit, schweigend zu nicken.

„Und Sie können von Glück sagen, daß Sie überhaupt hier sind,“ fuhr er fort. „Was beabsichtigen Sie jetzt eigentlich zu tun?“

Dabei beobachtete er mich mit schiefgelegtem Kopf, wie die Nahe eine besonders fette Maus, und setzte nach einer Pause hinzu:

„Wir sind nach den engherzigen Begriffen mancher Leute ein bißchen zu grob vorgegangen und könnten leicht Ungelegenheiten davon haben. Sie wissen viel zu viel!“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Nur, daß Sie unseren Kurs nach San Salvador nehmen! dann wollen wir Sie unbehelligt lassen.“

„Und wenn ich es nicht tue?“

Er zuckte die Achseln. „Dann können Sie sich die Folgen ja selbst ansmaßen.“

„Nings umher gibt's Wasser genug, nicht wahr?“ fragte ich mit deutlicher Anspielung.

„Zawohl, und es ist auch tief genug!“

In diplomatisches Schweigen gehüllt, richteten wir unsere Blicke nach dem Horizont. Ich wußte nicht, ob ich ärgerlich, belustigt oder beunruhigt darüber sein sollte, daß der Mann meinen Scharfsinn so gering einschätzte. Der Köder war doch gar zu plump. Bis San Salvador in Sicht kam, würde man mein Leben allenfalls schonen, doch daß ich niemals den Hafen erreichen würde, stand bombenfest. Ich war nur vor die Wahl gestellt, ob ich schon jetzt oder erst einige hundert Meilen weiter südöstlich über Bord geworfen sein wollte.

Meine Gedanken jagten sich. Vielleicht würde es mir gelingen, die Leute durch tägliche falsche Berechnungen irrezuführen, das Schiff in die Nähe einer Küste zu bringen, die ich durch Rudern erreichen konnte und zu entfliehen, während die Leute sich auf hoher See glaubten. Es würde allerdings scharfer Ueberlegung bedürfen, um nicht Verdacht zu erregen, doch war dies der einzige Ausweg, der sich mir bot, und ich entschloß mich kurzerhand, ihn zu wählen.

„Das ist alles schön und gut,“ sagte ich, „aber ihr seht, daß ihr ohne mich nichts machen könnt, und ich habe nicht Lust, den Verdienst von zwei Jahren zu verlieren und noch dazu ganz umsonst den Mund zu halten. Ich beanspruche den gleichen Anteil an der Beute, wie die andern!“

„Das ist nicht mehr als recht und billig,“ rief Handv Salomon. „Den sollen Sie haben.“

Wenn etwas meinen Verdacht bestätigen konnte, so war es diese rasche Einwilligung. Hätte Handv Salomon die feinste Absicht gehabt, mein Leben zu schonen, so würde er versucht haben, um den Preis zu feilschen; dazu kannte ich den Mann zu gut.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stickstoffproblem.

Von Walter Kernst*)

Dieses Problem war wohl das wichtigste, das die deutsche Industrie bei Beginn des Krieges beschäftigt, ein näheres Eingehen wird daher vielleicht nicht unwillkommen sein. Indiskretionen sind hier nicht zu befürchten, weil alles, was hier zu sagen ist, auch den Zeitschriften des feindlichen Auslandes entnommen werden könnte.

Zunächst kann man fragen: Die atmosphärische Luft besteht zu $\frac{1}{4}$ aus Stickstoff, jeder chemischen Fabrik steht dies Element also in unbegrenzten Mengen gratis und franco zur Verfügung. Wie ist es möglich, daß unter diesen Umständen infolge Ausbleibens des Imports der erwähnten Stickstoffverbindungen in Deutschland eine Stickstofffrage entstehen konnte?

Es erklärt sich dies daraus, daß der atmosphärische Stickstoff ein sehr träges Element ist und speziell mit dem Sauerstoff sozusagen nur unter Anwendung von Gewaltmitteln zur Verbindung gebracht werden kann. Während daher der reine Stickstoff äußerst wohlfeil ist, wird der an Sauerstoff oder auch (in Form von Ammoniak) an Wasserstoff gebundene Stickstoff recht hoch, vor Beginn des Krieges mit etwas über 1 Mk. pro Kilo bezahlt.

Dieser gebundene Stickstoff hat zwei Anwendungen, beide nicht nur im Frieden, sondern ganz besonders auch unter den jetzigen Umständen von der allerhöchsten Bedeutung. Erstens nämlich vermögen die Pflanzen in dem in der Luft befindlichen freien Stickstoff nichts anzufangen, während sie den, sei es an Sauerstoff, sei es an Wasserstoff, gebundenen Stickstoff aufzunehmen und zum Aufbau eines ihrer notwendigen Bestandteile, des sogenannten Pflanzeneiweiß, zu verwenden vermögen; mit anderen Worten, der gebundene oder sogenannte aktive Stickstoff gehört zu den wichtigsten künstlichen Düngemitteln, durch deren zweckmäßige Anwendung es dem deutschen Landwirte gelungen ist, in den letzten Jahrzehnten die Ertragsfähigkeit seiner Felder ganz gewaltig zu steigern.

Zweitens ist speziell der an Sauerstoff gebundene Stickstoff ein notwendiger Bestandteil aller, auch der modernsten Schießpulverarten, und ebenso enthalten die mit Explosivstoffen gefüllten Artilleriegeschosse, die Granaten, Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen.

Die Wirkung sowohl der Treibpulver wie der Explosivstoffe beruht nämlich auf denselben Prozesse, den wir ins Leben rufen, wenn wir ein Streichholz anzünden, dem Verbrennungsprozeß. Der Unterschied ist nur der, daß bei der gewöhnlichen Verbrennung der erforderliche Sauerstoff der atmosphärischen Luft entnommen wird, während bei dem Verbrennungsprozeß, der sich z. B. in der Kammer eines Geschützes beim Abfeuern abspielt, der nötige Sauerstoff der verbrennbaren Substanz bereits beigemischt sein muß. Hierzu dienen bisher ausschließlich oder so gut wie ausschließlich Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen, weil der an Stickstoff gebundene Sauerstoff mit fast gleicher, unter Umständen sogar mit noch etwas größerer Intensität der Verbrennungsvorgang vollführt wie freier Sauerstoff.

Wir erkennen also: in den Schießpulvern und in den Sprengstoffen spielt der Stickstoff theoretisch nur eine nebenfällige Rolle als Träger der eigentlich wirksamen Kraft, die in der chemischen Verwandtschaft des Sauerstoffs zu brennbaren Stoffen, wie Kohle und Wasserstoff, besteht. Es gibt noch so manche andere Elemente, die als Träger des Sauerstoffs in Betracht kommen könnten, ja in verlässiger Form kann man sogar in besonderen Fällen mit Vorteil reinen Sauerstoff verwenden. Aber zurzeit beruht, wie erwähnt, die auf das sorgfältigste durchgearbeitete Herstellung von Sprengstoffen auf der Verwendung von Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen, und wenn die moderne Chemie und physikalische Chemie wohl auch mit Sicherheit versprechen könnten, sowohl Schießpulver wie Explosivstoffe in gewünschter Beschaffenheit ohne Verwendung von Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen herzustellen, so gehört doch dazu etwas, was man während eines Krieges nicht besitzt, nämlich Zeit für langwierige Arbeit.

Gegenwärtig muß man also sagen: zur Kriegführung gehören Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen, und die Partei muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben, bei der ein Mangel an diesen Verbindungen sich fühlbar macht.

Bisher war es nur am einfachsten, die erforderlichen Stickstoff-Sauerstoff-Verbindungen den Salpeterlagern der chilenischen Wüsten zu entnehmen. Bei Beginn des Krieges hatten wir natürlich einen beträchtlichen Salpetervorrat in Deutschland, und in den belgischen Häfen haben wir weitere große Mengen erbeuten können; aber der Verbrauch an Sprengstoffen wuchs in dem betrreffs Dauer und Intensität gleich gigantischen Vorkriegszeiten in einem von den damit betrauten Fachleuten nicht vor-

hergesehenen Maße an, und so sah wenige Monate nach der Kriegserklärung so mancher eingeweihte Patriot mit schwerster Sorge in die Zukunft.

Da konnte unsere hochentwickelte chemische Industrie helfend, radikal helfend einbringen, und zwar in äußerst kurzer Zeit, dank einem glücklichen Zufallmentreffen.

Wie schon erwähnt, braucht auch unsere Landwirtschaft zur Stickstoffdüngung kolossale Quantitäten von Stickstoff-Verbindungen, die im Frieden sehr viel größer sind, als dem militärischen Bedarf an Sprengstoffen entspricht. Seit etwa 15 Jahren haben sich daher zahlreiche erfinderrische Köpfe sowohl im Auslande als bei uns große Mühe gegeben, ein billigeres Düngemittel herzustellen, als es der durch hohe Ausfuhrzölle und beträchtliche Transportkosten verteuerte Chilisalpeter ist. Unseren Nährpflanzen scheint es ziemlich gleichgültig zu sein, ob sie den gebundenen Stickstoff in der Form seiner Wasserstoff- oder seiner Sauerstoff-Verbindungen bekommen, denn man erzielt etwa gleichgute Erfolge, ob man mit schwefelsaurem Ammoniak oder mit salpetersaurem Natrium das Gedeihen der Felder fördert. Und so lag denn eine ganze Anzahl mehr oder weniger fertig ausgebildeter Verfahren zur Herstellung der beiden erwähnten Düngemittel vor. Auch hatte man bereits gelernt, auf einfache Weise die Stickstoff-Wasserstoff-Verbindung in die Stickstoff-Sauerstoff-Verbindung überzuführen oder, mit anderen Worten, Ammoniak in Salpetersäure zu verwandeln. Für die Würdigung des letzten Prozesses ist von Wichtigkeit, daß auch bei der Verfolgung der Steintohle sehr beträchtliche Mengen von Ammoniak abfallen, die sich fast unbegrenzt steigern lassen.

Ob die genannten sehr verschiedenartigen Verfahren im Frieden sämtlich lebensfähig gewesen wären, d. h. ob sie unter normalen Preisen rentabel sind, diese Frage schied nach Kriegsbeginn völlig aus. Zur Fortführung des Krieges mußten wir die bezeichneten Stickstoffverbindungen haben, und sämtliche verfahrensmethoden wurden, nicht ohne daß einzelne der beteiligten Firmen willig ein großes Risiko auf sich nahmen, tatkräftig in die Großpraxis überführt. So entstand in sehr kurzer Zeit in Deutschland eine blühende Stickstoffindustrie, und der Feind hat hinreichend zu spüren bekommen, daß von Munitionsmangel auch nach Ausbrauch unserer Vorräte an Chilisalpeter keine Rede sein kann, obwohl er, nach gewissen Anzeichen zu schließen, stark darauf gerechnet zu haben scheint.

Wie der Tannenpeter ein Bauer wurde.

Der „Wilhelms Peter“ war der jüngste Sohn armer kinderreicher Eltern. Vom väterlichen Adergütchen, das unter alle Kinder aufgeteilt wurde, blieb ihm nur ein kleines Ackerchen, zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

So war der Peter nur auf die Kraft seiner Arme angewiesen, und Arbeit bot der Wald in Hülle und Fülle. Peter schürfte, kreuzte und Art und wurde Waldarbeiter. Durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit brachte er es bald zur Stellung eines Vorarbeiters. Im Laufe der Zeit trug der Peter manchen ersparten Groschen nach Hause, wo seine Frau das Erworbene fröhlich zusammenhielt. Wie und da wurde im Dorf ein Ackerchen feil, der Peter kaufte es. Am Walde lag Unland, für das kein Dörfler auch nur einen Heller geboten hätte. Der Peter übernahm die rechte große Fläche zu einem Spottpreise, machte sich nach Feierabend mit Kreuzhacke und Schippe daran — seine Jungen konnten ihm jetzt schon mancherlei helfen — und schaffte Steine und Gestrüpp weg. Dann rodete er die Fläche an und der Ertrag, den die daraus entstandenen Wiesen nach zwei Jahren lieferte, deckte alle Unkosten und ließ dem Peter noch ein schönes Sämmchen als Arbeitslohn übrig.

Als der Peter geheiratet hatte, hatte er sich in einem Bauernhause eingemietet. Dort wurde es mit der wachsenden Kinderzahl immer enger, und eines Tages sagte des Peters Frau: „Ach, hätten wir doch ein eigenes Häuschen.“ Das Wort lag dem Peter in den Ohren, wo er ging und stand, und nach Jahresfrist hatte er ein eigenes Häuschen, klein zwar, aber doch sein eigen und deswegen geliebt es ihm auch. Aber einen Fehler hatte es doch, wie sich im Laufe der Zeit herausstellte: Ein Schweineställen war zwar vorhanden, aber für Großvieh, nach dem jetzt der Stum des Peter stand, fehlte es an Stallung und Scheunraum.

So beschloß der Peter, eine Scheune mit Stall zu bauen. Den Bauplatz hatte er bald gefunden. Ein Stück der Gemeinde gehörendes Unland, teils budelig und steinig, teilweise ein versumpftes Loch erstand er für ein lächerlich geringes Geld. Die Dörfler lachten und schüttelten die Köpfe. Der Peter ließ sie lachen, bis sie aus dem Lachen ins Staunen kamen. Denn unter seinen Händen wurde aus der Wüftung ein schönes, ebenes Stück Land. Der Sumpf verschwand und der ebene Platz wurde für eine einfache Scheune viel zu groß. Die Dörfler staunten immer mehr, je weiter die Arbeiten auf des Peters Grundstück fortschritten. Der Peter baute nämlich eine Scheune mit Ställen, als ob er zehn Stück Rindvieh und zwanzig Schweine halten wollte, und hatte doch nicht einmal eine einzige Kuh.

Die Scheune wurde fertig, die erste Kuh stand im Stall, da ergab sich ein neuer Mißstand: Zum Füttern und Melken mußte allemal jemand den ziemlich weiten Weg vom Wohnhaus zur

*) Wir entnehmen diese interessanten Ausführungen einem Beitrag des Verfassers in der soeben vom Bund deutscher Gelehrten und Künstler (Kulturband) herausgegebenen Schrift: Deutsche Volkskraft nach zwei Kriegsjahren. Vier Vorträge: Prof. Dr. Max Rubner (Unsere Ernährung), Prof. Dr. Walter Kernst (Unsere Industrie), Dr. Walter Bloem (Der Geist im Heere) und Prof. Dr. Rudolf Eucken (Der Geist im Lande). Verlag W. G. Teubner, Leipzig und Berlin, Geh. M. 1.20.

Scheune machen. Da begann der Peter zu überlegen und zu rechnen, ob man sich nicht doch besser ein neues Haus zur Scheune bauen sollte. Aber beim bloßen Überlegen ließ es der Peter nie. Er fing gleich an für den Neubau zu arbeiten. Um die Arbeitskraft seiner Jungen für den Neubau nutzbar zu machen, pachtete er Wiesen und verkaufte später das von den Jungen daraus gewonnene Heu. Das ergab manche Mark für den Bau. Auch die Arbeit im Walde wurde nicht vernachlässigt und half, besonders als der älteste Junge mit dem Vater zur Arbeit gehen konnte, kräftig mit, den Sparstrumpf zu füllen. Das Holz zum Hausbau erhielt der Peter zu billigen Preisen, weil er Waldarbeiter war. In den Feierabendstunden richtete er es zu und fuhr es selbst zu seiner Scheune, denn er hatte es inzwischen zu einer zweiten Kuh und einem Wagen gebracht. Der Rest der Bausumme lieferte ihm der Verkauf seines alten Häuschens. So kam das Haus nach dreijähriger harter Arbeit glücklich zustande und brachte dem Peter neben der größeren Bequemlichkeit auch einen neuen Namen ein: Jetzt nannten ihn die Dörfler den Tannenpeter, weil er sich so nahe am Tannenwald angebannt hatte.

So war der Tannenpeter zu Haus, Scheune, Stallungen und sogar zu einem neuen Namen gekommen, und noch immer ging er zur Arbeit in den Wald. In der Folgezeit legte er am Hause einen großen Gemüsegarten an, kaufte jedes Jahr einen Acker zu und wurde so einer der größeren Bauern im Orte, aber noch alljährlich schulterte er Spaltart und Kreuzhade und ging zu schwerer winterlicher Arbeit in den Wald. So brachte es der Tannenpeter vom armen Tagelöhner zum Bauer. Heute ist es ein alter, von der Arbeit gebeugter Mann. Der Krieg hat ihm zwei Söhne genommen, aber noch immer arbeitet er unverbrossen weiter, noch immer spart er; weil es nicht mehr für die Großen sein kann, so tut er eben alle seine Arbeit für die Kleinen, die noch zu Hause sind.

Obwohl er jetzt nur Bauer sein könnte, geht er doch noch allwintertlich in den Wald, zu der Arbeit, die, wie er sagt, es ihm hauptsächlich ermöglicht hat, aus einem zur Miete wohnenden Tagelöhner ein Bauer mit eigenem Grund und Boden zu werden.

Fritz Sauer.

Geflügelte Worte und Redensarten.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde,“ sagte der Student, da trug er seine Uhr ins Wandhaus.

„Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis,“ sagte die Schneiderin, da machte sie aus einem Meter Stoff ein Kleid für die Duncan.

„Dart im Raume stoßen sich die Sachen,“ sagte der Familienvater beim Umzug, da trachte es verdächtig im Möbelwagen.

Halte aber bei deiner Goldenen Hochzeit nicht wieder eine so blecherne Rede, wie bei deiner Silbernen.

Jetzt hab ich's dick und mache mich dünn.

Mein Stehkragen sitzt gut.

Ich kann Ihnen das kalte Wasser nicht warm genug empfehlen.

Amerikas schmutzigste Geschäfte werfen die reinsten Gewinne ab.

„Geht denn deine Zeitung?“ — „Warum soll sie nicht gehen? Es hält sie ja niemand.“ (Voller Kriegszeitung.)

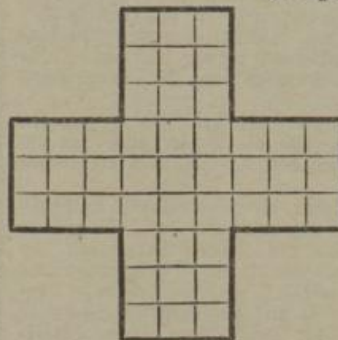
Vermischtes.

In einer arabischen Zeitungsredaktion. Humorvoll und anschaulich schildert ein Mitarbeiter des Buchhändler-Vorienblattes den Besuch in einer arabischen Zeitungsredaktion. Als er sich in Assiut, einer Provinzialhauptstadt Oberägyptens, in Geschäften besand, lud ihn ein Bekannter, der Besitzer eines Kairoer Blattes, zu diesem Besuche bei seinen arabischen Kollegen ein. Der Zeitungspalast der „Lowa“, der „Wahrheit“, deren Chefredakteur der Besuch galt, besand sich natürlich im Eingeborenenviertel der Stadt und war erst nach dem Zugesener der Verliche der verschlebenen Vasare zu erreichen. Wir stolpern (so schildert der Verfasser sein Erlebnis) durch einen finsternen Gang zu ebener Erde, mein Begleiter öffnet eine Tür und wir sind bereits im Allerheiligsten: im Redaktionsbureau, Administrationsbureau, Seheraal und Maschinenaal zugleich. Im Hintergrund sieht auf dem Boden ein alter, würdig aussehender Mann mit gekreuzten Beinen: Besitzer, Chefredakteur, technischer Leiter, Seher usw. Sonst ist niemand anwesend. Der Alte beachtet uns gar nicht

und schreibt ruhig einen Artikel zu Ende, das Papier auf der linken Hand haltend. Wir haben Zeit, uns umzusehen. In einer Ecke steht eine Druckerpresse, die wahrscheinlich noch die Zeiten Gutenbergs und Fausts gesehen hat. Dann ein kleiner Sekretär mit arabischen Lettern, ein Wallen Papier, schon etwas von den in Ägypten allmächtigen Sbaravatschen angeknagt, aber für die Bevölkerung Assiuts sicher noch geeignet. Voilà tout! Ohne daß der Alte in die Hände geklatscht hätte, erscheint ein Bursche aus dem benachbarten Kaffeehause — ein Kaffee ist in Ägypten stets gegenüber zu treffen —, der drei kleine Täßchen guten arabischen Kaffees bringt. Der Bursche hat jedenfalls den Auftrag, sobald er einen Gast in den Zeitungspalast gehen sieht, Kaffee zu bringen. Das ist selbstverständlich und das Gegenteil geradezu beleidigend. Inzwischen hat der Alte seinen Artikel mit vieler Mühe vollendet und steht nun, mit vieler Würde grüßend, ganz zu unserer Verfügung. Während wir mit ihm in der ruhigen, gelassenen und höflichen Art des Orients plaudern, betritt ein Araber das Lokal und siehe da, es gibt ein Geschäft! Der Mann ist von auswärts und will auf die „Wahrheit“ abonnieren. Zu diesem Zwecke hat er einen Gockel mitgebracht, den er wahrscheinlich auf dem Markte nicht andringen konnte, und bietet ihn als Abonnementspreis an. Der arme Gockel! Wie ihn sein Besitzer in die Höhe preißt, ebenso tief zieht ihn der Zeitungsmann in unserer Richtung wieder hinab! Während der eine schwört, daß es seltene Exemplare in dieser Tränenwelt überhaupt nicht gäbe, behauptet der andere, in seinem langen Leben noch nie ein so dürres Exemplar gesehen zu haben. Endlich einigen sie sich doch, als der Mann noch ein paar Eier dazu legt, und die „Lowe“ hat einen Abonnenten mehr. Wir verabschieden uns von den beiden, die jetzt nach der Hitze des Besuchs friedlich beieinander sitzen und den unvermeidlichen Kaffee trinken.

Ein zerflossener Traum. Es ist vor mehreren Jahren unter anderen Schilderungen von Zukunftschlachten von einem Anonymus auch die zukünftige „Schlacht von Bozore“ beschrieben worden. Dort sollte nach französischer Annahme in einem Kriege mit Deutschland die Entscheidungsschlacht vollzogen werden. Der anonyme Verfasser läßt die Schlacht am 8. Juni 1915 stattfinden. 60 000 Mann kämpfen gegeneinander. Die Deutschen haben bereits Vagny-sur-Moselle genommen, da erscheint 3 Uhr nachmittags der französische Generalissimus, von der oberen Mosel her anrückend, im Rücken der Deutschen, die sich nun mit 28 000 Mann, 80 Geschützen, 17 Fahnen und Standarden ergeben. Das ist die Vergeltung für Sedan. — Der Verfasser hat noch keine Ahnung gehabt von den Massen, welche in den Zukunftschlachten zur Verwendung kommen sollten. Aber sein Vüchlein hatte damals ein derartiges Aussehen gemacht, daß selbst das Interesse des Königs von Italien erregt wurde und dieser seinen Flügeladjutanten, den Generalmajor Braccio di Montone, beauftragte, ihn mit dem Inhalt des Büchchens bekannt zu machen. In diesem Bericht des Flügeladjutanten heißt es nun: „Da Euer Majestät mir befohlen haben, nur in großen Zügen zu berichten, gehe ich auf Einzelheiten nicht ein. Ohne Metz, Straßburg, Thionville, so heißt es in dem Büchchen, zu beisehen, besetzten die Franzosen diese bewunderungswürdig befestigten Plätze, weil sie angedroht hatten, Köln, Koblenz, Mainz und alle Rheinbefestigungen würden aus der Luft angegriffen werden, falls Elsaß-Lothringen nicht sofort von den Deutschen geräumt würde. Der für Frankreich siegreiche Krieg kommt im Frieden von Karlsruhe zum Abschluß. Frankreich erhält in diesem Frieden die Grenzen von 1815 und alle Plätze zurück, welche ihm der Frieden von 1814 gelassen, Landau, Weißenburg usw.“ Ein zerflossener Traum . . . !

Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

aaaaaaabbeccddeeee
eeeehhhhkkllllmm
mmnnossstttt

derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Spanische Provinzialhauptstadt.
 2. Stadt in Braunschweig.
 3. Opferfest der alten Griechen.
- Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- | | |
|--------------|--------------|
| Weiß | Schwarz. |
| 1. Dh3 — f5+ | Kf6 n. Dame. |
| 2. Sc6 — c7+ | Beliebig. |
| 3. g3 — g4+ | und Matt. |